

Anthony Giddens
Konsequenzen
der Moderne

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1295

Die von Anthony Giddens nahegelegte Blickrichtung auf die Unterschiede zwischen modernen und vormodernen Gesellschaften läßt erkennen, daß die Moderne eine Dynamik aufweist, die vor dem 17. Jahrhundert in vergleichbarer Form nicht existiert hat. Diese Dynamik sieht Giddens als Folge dreier Hauptfaktoren. Der erste Faktor ist das Auseinandertreten von Raum und Zeit: was sich zur selben Zeit und in enger Verbindung miteinander abspielt, braucht – im Gegensatz zu früheren Epochen – nicht am gleichen Ort zu geschehen. In engem Zusammenhang damit steht der zweite Faktor: die Entwicklung sozialer Mechanismen, durch die bestimmte gesellschaftliche Tätigkeiten aus dem früher ortsgebundenen »Bett« ihres Geschehens herausgehoben und über große raum-zeitliche Distanzen hinweg neu strukturiert werden. Der dritte Faktor: die reflexive Aneignung von Wissen über die Gesellschaft in den Sozialwissenschaften. Solches Wissen bleibt nicht von seinem Gegenstandsbereich abgehoben, sondern es wirkt in vermittelter und nicht ohne weiteres kanalisierbarer Weise zurück auf die Gesellschaft. Die Gesellschaftswissenschaften werden damit zu unverzichtbaren Elementen der Reproduktion sozialer Systeme.

Giddens zeigt an Beispielen auf, zu welchen Extremen die Dynamik der Moderne führt. Die Begriffspaare Sicherheit/Gefahr, Vertrauen/Risiko helfen einerseits verstehen, wie jene Dynamik überhaupt möglich ist, andererseits lassen sie erkennen, daß es nicht im Wesen der dynamischen Prozesse der Moderne liegt, eine stetige Fortentwicklung zu garantieren. Ohne Vertrauen wäre die krasse Abkoppelung des Raums vom zeitlichen Geschehen nicht möglich; ohne Vertrauen gäbe es die charakteristischen sozialen Strukturen der Gegenwart gar nicht. Andererseits genügen Stichworte wie »Ökologie« und »Industrialisierung des Kriegs«, um die der Moderne innewohnenden Gefahren zu verdeutlichen.

Anthony Giddens
Konsequenzen
der Moderne

Übersetzt von
Joachim Schulte

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
The Consequences of Modernity
© 1990 by the Board of Trustees
of the Leland Stanford Junior University

Published 1990 by Polity Press
in association with Basil Blackwell, Oxford

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

8. Auflage 2017

Erste Auflage 1996

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1295

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1995

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-28895-5

Inhalt

Vorwort	8
---------------	---

I

Einleitung	9
Die Diskontinuitäten der Moderne	12
Sicherheit und Gefahr, Vertrauen und Risiko	16
Soziologie und Moderne	20
Moderne, Zeit und Raum	28
Entbettung	33
Vertrauen	43
Die Reflexivität der Moderne	52
Moderne oder Postmoderne?	63
Zusammenfassung	72

II

Die institutionellen Dimensionen der Moderne ...	75
Die Globalisierung der Moderne	84
Zwei theoretische Perspektiven	87
Dimensionen der Globalisierung	92

III

Vertrauen und Moderne	102
Vertrauen in abstrakte Systeme	107
Vertrauen und Sachkenntnis	113
Vertrauen und ontologische Sicherheit	117
Das Vormoderne und das Moderne	127

IV

Abstrakte Systeme und die Transformation der Intimität	141
Vertrauen und persönliche Beziehungen	143
Vertrauen und Identität der Person	150
Risiko und Gefahr in der modernen Welt	156
Risiko und ontologische Sicherheit	164
Anpassungsreaktionen	168
Eine Phänomenologie der Moderne	172
Abbau und Umbau von Alltagsfertigkeiten	179
Einwände gegen die Postmoderne	185

V

Die Fahrt mit dem Dschagannath-Wagen	187
Utopischer Realismus	190
Künftige Orientierungen. Die Rolle der sozialen Bewegungen	195
Postmoderne	201

VI

Ist die Moderne ein abendländisches Projekt?	214
Schlußbemerkungen	216
Register	220
Schaubilder und Tabellen	224

Und wenn dieses Jetzt der Welt
letzte Nacht wäre?
John Donne,
Devotions upon Emergent Occasions

Die imaginäre Zeit ist von räumlichen Richtungen nicht zu unterscheiden. Wenn man nach Norden gehen kann, so kann man sich auch umdrehen, um sich nach Süden zu wenden. Ebenso sollte man, wenn man in der imaginären Zeit vorwärts gehen kann, auch imstande sein, sich umzudrehen und zurück zu gehen. Das heißt, es kann keinen wichtigen Unterschied geben zwischen der Vorwärts- und der Rückwärtsrichtung der imaginären Zeit. Betrachtet man dagegen die »reale« Zeit, gibt es, wie wir alle wissen, doch einen gewaltigen Unterschied zwischen der Vorwärts- und der Rückwärtsrichtung. Woher rührt dieser Unterschied zwischen Vergangenheit und Zukunft? Warum erinnern wir uns an die Vergangenheit, und nicht an die Zukunft?

Stephen W. Hawking,
A Brief History of Time

Im März des Jahres 1986 erschien in der englischsprachigen Zeitschrift *Soviet Life* ein neunseitiger Artikel über das Kernkraftwerk Tschernobyl unter der Überschrift »Totale Sicherheit«. Nur einen Monat später ereignete sich während des Wochenendes vom 26. auf den 27. April in ebendieser Anlage der – bis heute – schlimmste Reaktorunfall der Welt.

James Bellini,
High Tech Holocaust

Sobald wir entdecken, daß es nicht bloß eine einzige Kultur gibt, sondern mehrere Kulturen, also sobald wir das Ende eines – sei es illusorischen oder realen – Kulturmonopols einräumen, werden wir von unserer eigenen Entdeckung mit der Vernichtung bedroht. Auf einmal wird es möglich, daß es ausschließlich andere gibt, daß wir selbst nichts weiter sind als andere unter anderen. Da jeglicher Sinn und Zweck abhanden gekommen ist, ergibt sich die Möglichkeit, durch die Zivilisationen zu spazieren wie sonst durch Überreste oder Ruinen. Die ganze Menschheit wird eine Art von imaginärem Museum: Wohin sollen wir am Wochenende fahren? Sollen wir die Ruinen von Angkor besuchen oder in Kopenhagen über das Tivoli bummeln?

Paul Ricœur, *Histoire et Vérité*,
»Civilisation universelle et cultures nationales«

Vorwort

Dieses Buch hat im Grunde die Form eines längeren Essays. Ich habe es nicht in formal gegliederte Kapitel, sondern in Abschnitte unterteilt, um den Strom der Argumente ununterbrochen fließen zu lassen. Die hier zum Ausdruck gebrachten Gedanken stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit meinen bisherigen Schriften, auf die hier oft Bezug genommen wird. Der Leser wird derart häufige Selbstverweise hoffentlich verstehen und vergeben, denn der Grund ist nicht Hochmut, sondern die Angabe von Belegen für Thesen, die in einer derart knapp gehaltenen Arbeit nicht ausführlich gerechtfertigt werden können. Entstanden ist das Buch aus den im April 1988 an der kalifornischen Stanford University gehaltenen Raymond Fred West Memorial Lectures. Den Gastgebern in Stanford, die mich seinerzeit überaus freundlich aufgenommen haben, möchte ich an dieser Stelle danken. Besonders verpflichtet weiß ich mich Grant Barnes, der als Mitarbeiter von Stanford University Press auch für die Einladung verantwortlich gewesen ist und ohne den es diesen Text gar nicht gäbe.

I

Einleitung

Im folgenden werde ich eine Institutionenanalyse der Moderne darlegen, in der auch kulturelle und epistemologische Themen anklingen. Damit schlage ich einen ganz anderen Weg ein als die meisten heute gängigen Erörterungen, die den Akzent gerade umgekehrt setzen. Auf die Frage, was die Moderne überhaupt sei, kann man als erste Annäherung an die Antwort festhalten: Das Wort »Moderne« bezieht sich auf Arten des sozialen Lebens oder der sozialen Organisation, die in Europa etwa seit dem siebzehnten Jahrhundert zum Vorschein gekommen sind und deren Einfluß seither mehr oder weniger weltweite Verbreitung gefunden hat. Diese Bestimmung bringt die Moderne mit einem Zeitabschnitt und einem geographischen Ausgangsort in Zusammenhang, während ihre Hauptmerkmale fürs erste unangetastet in einer Black Box verstaubt bleiben.

Heute, im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert, wird von vielen behauptet, wir stünden am Anfang einer neuen Ära, auf die die Sozialwissenschaften reagieren müssen, und diese neue Ära führe uns über die Moderne hinaus. Zur Bezeichnung dieser Übergangszeit ist eine verwirrende Vielfalt von Begriffen vorgeschlagen worden, die sich zum kleineren Teil positiv auf das Auftauchen eines Gesellschaftssystems neuen Typs beziehen (hierhin gehören Ausdrücke wie »Informationsgesellschaft« oder »Konsumgesellschaft«), während der größere Teil eher den Gedanken nahelegt, daß eine bisher bestehende Sachlage ihrem Ende zustrebt (»Postmoderne«, »Postmodernismus«, »postindustrielle Gesellschaft«, »Postkapitalismus« usw.). Bei einigen Auseinandersetzungen über diese The-

men konzentriert man sich in der Hauptsache auf institutionelle Umwandlungen, namentlich wenn geltend gemacht wird, daß wir uns von einem auf der Herstellung materieller Güter beruhenden System entfernen und uns auf ein System zubewegen, in dem es vor allem um Informationen geht. Öfter ist es jedoch so, daß besonders philosophische und epistemologische Streitfragen im Brennpunkt dieser Kontroversen stehen. Diese Einstellung ist zum Beispiel für Jean-François Lyotard kennzeichnend, also für den Autor, der mehr als jeder andere für die Popularisierung des Begriffs der Postmoderne verantwortlich ist.¹ Nach Lyotards Darstellung bezieht sich der Begriff der Postmoderne auf einen Wechsel, der wegführt von erkenntnistheoretischen Begründungsversuchen und vom Glauben an einen vom Menschen bewerkstelligten Fortschritt. Was die Situation der Postmoderne auszeichnet, sei ein Verschwinden der »großen Erzählung«, der alles überwölbenden »Geschichte«, durch die uns als Wesen mit einer bestimmten Vergangenheit und einer vorhersagbaren Zukunft ein Platz in der Historie zugewiesen wird. Nach postmoderner Anschauung gibt es eine Mehrzahl heterogener Erkenntnisansprüche, unter denen die Wissenschaft keine privilegierte Stellung einnimmt. Auf die von Lyotard zum Ausdruck gebrachten Vorstellungen wird üblicherweise damit geantwortet, daß man nachzuweisen versucht, die Aufstellung einer kohärenten Erkenntnistheorie sei dennoch möglich und man sei imstande, zu verallgemeinerungsfähigen Erkenntnissen zu gelangen, die das Leben in der Gesellschaft und Muster der sozialen Entwicklung betreffen.² Ich für mein Teil möchte aber einen anderen Kurs einschlagen. Die Orientierungslosigkeit, die sich in dem Gefühl äußert, systematisches

1 Jean-François Lyotard, *Das postmoderne Wissen*, Wien: Edition Passagen, 1986.

2 Jürgen Habermas, *Der philosophische Diskurs der Moderne*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985.

Wissen über die Organisation der Gesellschaft sei nicht zu haben, geht, wie ich ausführen werde, in erster Linie aus der vielfach empfundenen Ahnung hervor, wir seien Gefangene einer Welt von Ereignissen, die wir nicht zur Gänze verstehen und die sich weitgehend unserer Kontrolle entzieht. Um die Entstehung dieser Sachlage zu analysieren, genügt es nicht, neue Begriffe wie »Postmoderne« und dergleichen zu erfinden. Vielmehr müssen wir uns erneut mit dem Wesen der Moderne selbst befassen, von dem man sich in den Sozialwissenschaften aus bestimmten recht spezifischen Gründen bisher keinen zulänglichen Begriff gemacht hat. Wir treten nicht in eine Periode der Postmoderne ein, sondern wir bewegen uns auf eine Zeit zu, in der sich die Konsequenzen der Moderne radikaler und allgemeiner auswirken als bisher. Jenseits der Moderne können wir nach meiner These zwar die Umrisse einer neuen und andersartigen, einer »postmodernen« Ordnung ausmachen, doch diese Ordnung ist völlig verschieden von dem, was zur Zeit von vielen »Postmoderne« genannt wird.

Die hier dargelegten Anschauungen gehen aus einer Interpretation der neuzeitlichen Gesellschaftsentwicklung hervor, die, wie ich an anderer Stelle bereits betont habe, auf das »Diskontinuierliche« abhebt.³ Damit meine ich, daß die sozialen Institutionen der Moderne in mancher Hinsicht einzigartig sind und sich in ihrer Form von allen Typen traditionaler Ordnung abheben. Daß man die eigentliche Beschaffenheit der hier ins Spiel kommenden Diskontinuitäten in den Griff bekommt, ist, wie ich ausführen werde, eine unerläßlich Vorstufe der Analyse des wirklichen Wesens der Moderne sowie der Diagnose der Konsequenzen, welche die Moderne heutzutage für uns hat.

Mein Ansatz verlangt außerdem eine knappe kritische Er-

³ Anthony Giddens, *The Nation-State and Violence*, Cambridge: Polity Press, 1985.

örterung einiger in der Soziologie vorherrschender Standpunkte, denn das Fach Soziologie ist von der Sache her besonders mit der Untersuchung des modernen sozialen Lebens befaßt. Da es bei den bisherigen Auseinandersetzungen um Moderne und Postmoderne vor allem um kulturelle und erkenntnistheoretische Fragen gegangen ist, sind die Mängel der etablierten soziologischen Standpunkte dabei kaum behandelt worden. Eine Interpretation, die sich wie die hier von mir vertretene hauptsächlich für eine Analyse der Institutionen interessiert, muß dagegen auf dieses Thema eingehen.

Während ich diese Feststellungen als Sprungbrett benutze, werde ich im Großteil der hier vorgelegten Untersuchung bestrebt sein, das Wesen der Moderne ebenso auf neue Art zu schildern wie das Wesen der am Ende der Jetztzeit womöglich zum Vorschein kommenden postmodernen Ordnung.

Die Diskontinuitäten der Moderne

Die Vorstellung, die Menschheitsgeschichte sei durch bestimmte »Diskontinuitäten« geprägt und entwickle sich nicht reibungslos, ist natürlich vertraut und wird in den meisten Spielarten des Marxismus hervorgehoben. Mein Gebrauch des Begriffs steht allerdings in keinem spezifischen Zusammenhang mit dem historischen Materialismus und zielt nicht darauf ab, die Menschheitsgeschichte als Ganzes zu kennzeichnen. Diskontinuitäten gibt es zweifellos in verschiedenen Stadien der historischen Entwicklung, so zum Beispiel an den Übergangsstellen zwischen Stammesgesellschaften und dem Auftauchen von Agrarstaaten. Darum geht es mir hier nicht. Ich möchte vielmehr jene ganz bestimmte Diskontinuität – bzw. jene Gruppe von Diskontinuitäten – akzentuieren, die mit der Zeit der Moderne in Verbindung steht.

Die durch die Moderne entstandenen Lebensformen haben uns in ganz beispielloser Weise von *allen* traditionellen Typen der sozialen Ordnung fortgerissen. In extensionaler wie in intensionaler Hinsicht haben sich die mit der Moderne einhergehenden Umgestaltungen tiefer ausgewirkt als die meisten der für frühere Perioden charakteristischen Arten des Wandels. Auf der extensionalen Ebene haben diese Umgestaltungen dazu gedient, weltumspannende Formen der sozialen Verbindung herzustellen; in intensionaler Hinsicht haben sie dazu geführt, manche der intimsten und persönlichsten Merkmale unserer tagtäglichen Existenz zu ändern. Freilich gibt es Kontinuitäten zwischen dem Traditionalen und dem Modernen, die ihrerseits nicht völlig aus der Luft gegriffen sind, und außerdem weiß man, wie irreführend es sein kann, diese beiden Seiten in allzu grobschlächtiger Form einander gegenüberzustellen. Doch die Veränderungen, die sich in den letzten drei oder vier Jahrhunderten – also während eines winzigen Zeitabschnitts der historischen Gesamtzeit – zugetragen haben, sind in ihren Auswirkungen derart dramatisch und so umfassend gewesen, daß unsere Kenntnis früherer Übergangsperioden nur von begrenztem Nutzen ist, wenn wir versuchen, diese Veränderungen zu interpretieren.

Der seit langem herrschende Einfluß des sozialen Entwicklungsgedankens ist einer der Gründe, weshalb das Diskontinuierliche der Moderne oft nicht vollständig erkannt worden ist. Selbst die Theorien, die – wie zum Beispiel der Marxismus – die Bedeutung diskontinuierlicher Übergänge betonen, fassen die Menschheitsgeschichte so auf, als habe sie eine Gesamtrichtung, die von allgemeinen dynamischen Prinzipien bestimmt werde. Dem Entwicklungsgedanken verpflichtete Theorien stellen nun wirklich »große Erzählungen« dar, wenn auch nicht unbedingt teleologisch inspirierte Erzählungen. Die »Geschichte« läßt sich der Entwicklungstheorie zufolge im Sinne einer »Fabel« erzählen, die dem Gewirr menschlicher Geschehnisse

ein geordnetes Bild aufprägt. Die Geschichte »beginnt« mit isolierten Kleinkulturen aus Jägern und Sammlern, geht durch die Entwicklungsstadien des Feldanbaus und der Hirtengemeinschaften hindurch, um von dort zur Bildung der Agrarstaaten zu gelangen, und dieser Vorgang gipfelt dann im Auftreten der modernen Gesellschaften des Abendlands.

Die Verdrängung der entwicklungsgeschichtlichen Erzählung oder die Dekonstruktion ihrer Fabel trägt nicht nur dazu bei, die Aufgabe einer Analyse der Moderne zu klären, sondern sie verändert auch die Ausrichtung der Auseinandersetzung um die sogenannte Postmoderne. Die Geschichte weist in Wirklichkeit nicht die Form der »Totalität« auf, die ihr von entwicklungsgeschichtlichen Auffassungen unterstellt wird – und der Entwicklungsgedanke hat in der einen oder anderen Spielart das Nachdenken über die Gesellschaft sehr viel stärker beeinflusst als die teleologischen Geschichtsphilosophien, die von Lyotard und anderen Autoren in erster Linie aufs Korn genommen werden. Die Dekonstruktion der Vorstellung von der sozialen Entwicklung bedeutet, daß man sich mit dem Gedanken abfindet, die Geschichte könne weder als etwas Einheitliches gesehen werden noch als Widerspiegelung bestimmter vereinheitlichender Ordnungs- und Umgestaltungsprinzipien. Das heißt aber nicht, alles sei Chaos oder es sei möglich, unendlich viele rein idiosynkratische »Historien« zu schreiben. Es gibt zum Beispiel bestimmte Episoden historischer Übergänge, deren Charakter ermittelt werden kann und über die sich Verallgemeinerungen aufstellen lassen.⁴

Wie sollen wir die Diskontinuitäten ermitteln, die die gesellschaftlichen Institutionen der Moderne von den sozialen Ordnungen der Tradition trennen? Hier kommen verschiedene Merkmale ins Spiel. Eines ist die schiere Ge-

⁴ Anthony Giddens, *The Constitution of Society*, Cambridge: Polity Press, 1984, 5. Kapitel.

schwindigkeit des Wandels, der von der Moderne in Bewegung gesetzt wird. Traditionale Zivilisationen mögen zwar beträchtlich viel dynamischer gewesen sein als andere vormoderne Systeme, doch unter modernen Verhältnissen ist die Schnelligkeit des Wandels extrem. Während das im Hinblick auf die Technologie vielleicht besonders augenfällig ist, gilt es doch durchweg für alle sonstigen Sphären. Eine zweite Diskontinuität ist die *Reichweite des Wandels*. Indes zwischen verschiedenen Bereichen des Erdballs Verbindungen hergestellt werden, schwappen Wogen der sozialen Umgestaltung praktisch über die gesamte Oberfläche der Erde. Ein drittes Merkmal betrifft das innere *Wesen der modernen Institutionen*. Manche sozialen Formen der Moderne finden sich einfach nicht in früheren historischen Perioden, so zum Beispiel das politische System des Nationalstaats, die völlige Abhängigkeit der Produktion von unbelebten Energiequellen oder die durchgängige Kommodifizierung der Erzeugnisse und der Lohnarbeit. Andere Formen stehen bloß in scheinbarer Kontinuitätsbeziehung zu früher existierenden sozialen Ordnungen. Ein Beispiel hierfür ist die Stadt. Moderne Stadtsiedlungen umfassen oft dasselbe Areal wie die traditionellen Städte, und es mag so aussehen, als hätten sie sich lediglich von hier aus weiter ausgedehnt. In Wirklichkeit ist die moderne Stadtanlage aber nach ganz anderen Prinzipien gegliedert als denen, durch die sich die vormoderne Stadt in früheren Zeiten vom Land abhob.⁵

⁵ Anthony Giddens, *A Contemporary Critique of Historical Materialism*, London: Macmillan, 1981.

Sicherheit und Gefahr, Vertrauen und Risiko

Im Zuge der weiteren Untersuchung des Charakters der Moderne möchte ich einen gewichtigen Teil der Erörterung den Themen »Sicherheit vs. Gefahr« und »Vertrauen vs. Risiko« vorbehalten. Wie jeder, der im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert lebt, erkennen kann, ist die Moderne ein zweischneidiges Phänomen. Die Entwicklung der modernen Gesellschaftsinstitutionen und ihre weltweite Verbreitung haben in sehr viel höherem Maße als irgendein vormodernes System Möglichkeiten geschaffen, die den Menschen die Chance geben, ein sicheres und lohnendes Dasein zu führen. Aber die Moderne hat, wie deutlich spürbar geworden ist, auch eine Schattenseite. Alles in allem ist die »Sonnenseite« der Moderne von den klassischen Begründern der Soziologie besonders nachdrücklich hervorgehoben worden. Marx wie Durkheim sahen zwar die Probleme der Moderne, doch jeder der beiden glaubte, daß die von der Moderne ermöglichten Wohltaten ihre negativen Merkmale aufwögen. Marx erblickte im Klassenkampf eine Quelle grundlegender Spaltungen der kapitalistischen Ordnung, doch zugleich hatte er die Vorstellung, daraus werde ein humaneres Gesellschaftssystem hervorgehen. Durkheim glaubte, die weitere Ausbreitung des Industrialismus werde ein durch Verknüpfung der Arbeitsteilung mit dem moralischen Individualismus integriertes harmonisches und erfüllendes Leben in der Gesellschaft herbeiführen. Von den drei Gründervätern war Max Weber der pessimistischste, denn nach seiner Anschauung ist die moderne Welt eine paradoxe Welt, in der materieller Fortschritt nur um den Preis einer Ausbreitung der Bürokratie erlangt wird, die ihrerseits die Kreativität und Autonomie des Individuums zermalmt. Aber nicht einmal Max Weber hat zur Gänze vorhergesehen, wie weit sich die Schattenseite der Moderne schließlich ausdehnen würde.

Um ein Beispiel zu nennen: alle drei Autoren haben gesehen, daß die moderne Industriearbeit entwürdigende Konsequenzen nach sich zieht, indem sie viele Menschen dem Drill einer stumpfen, repetitiven Fron unterwirft. Dagegen wurde nicht vorhergesehen, daß die Förderung der »Produktivkräfte« ein in großem Maßstab destruktives Potential mit Bezug auf die materielle Umwelt haben würde. Ökologische Belange spielen in den der Soziologie einverleibten Denktraditionen keine große Rolle, und es nimmt nicht wunder, daß es den Soziologen heute schwerfällt, diese Belange systematisch zu würdigen.

Ein weiteres Beispiel ist der konsolidierte Einsatz politischer Macht, wie er besonders in Phasen totalitärer Herrschaft unter Beweis gestellt wird. Der willkürliche Einsatz politischer Macht schien den Begründern der Soziologie vor allem der Vergangenheit anzugehören (obwohl es, wie aus Marx' Analyse der Regierung Louis Napoleons hervorgeht, auch in der Gegenwart mitunter noch Anklänge daran geben mochte). Der »Despotismus« war allem Anschein nach hauptsächlich ein Merkmal vormoderner Staaten. Nach dem Aufstieg des Faschismus, dem Holocaust, dem Stalinismus und anderen Ereignissen der Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts können wir erkennen, daß totalitäre Möglichkeiten von den institutionellen Parametern der Moderne nicht ausgeschlossen werden, sondern vielmehr in ihnen enthalten sind. Der Totalitarismus ist zwar etwas anderes als der herkömmliche Despotismus, doch als Folgeerscheinung ist er um so erschreckender. Die totalitäre Herrschaft verknüpft die politische, militärische und ideologische Macht in konzentrierterer Form, als es vor dem Auftreten moderner Nationalstaaten je möglich gewesen war.⁶

Ein weiteres treffendes Beispiel ist die militärische Machtentfaltung als allgemeines Phänomen. Sowohl Durkheim als auch Weber haben die entsetzlichen Ereignisse des Er-6 Giddens, *The Nation-State and Violence*.

sten Weltkriegs noch miterlebt (Durkheim starb allerdings, ehe der Krieg zu Ende war). Durkheims zuvor gehegte Hoffnung, der Industrialismus würde in natürlicher Weise die Entstehung einer friedlichen und integrierten industriellen Ordnung fördern, scheiterte an diesem Konflikt, der, wie sich dann erwies, in dem geistigen Rahmen, den Durkheim zur Grundlegung seiner Soziologie entwickelt hatte, unmöglich untergebracht werden konnte. Weber schenkte der Rolle, die die militärische Macht in der bisherigen Geschichte gespielt hatte, mehr Aufmerksamkeit als Marx oder Durkheim. Dennoch gab er keine ausgearbeitete Darstellung des Militärs in der Moderne, sondern verlegte das Hauptgewicht seiner Analyse auf Rationalisierung und Bürokratisierung. Keiner der klassischen Begründer der Soziologie stellte das Phänomen der »Industrialisierung des Kriegs« systematisch in Rechnung.⁷

Die Erfindung der Kernwaffen konnte von den Gesellschaftswissenschaftlern, deren Schriften im späten neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert entstanden, nicht vorhergesehen werden.⁸ Doch die Verbindung der industriellen Innovation und Organisation mit der militä-

7 William McNeill, *The Pursuit of Power*, Oxford: Blackwell, 1983.

8 H. G. Wells hat allerdings tatsächlich eine solche Prognose gestellt, und zwar in dem 1914, unmittelbar vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs geschriebenen Buch *The World Set Free*. Angeregt wurde diese Prognose von dem Physiker Frederick Soddy, einem Mitarbeiter Ernest Rutherfords. In diesem Buch erzählt Wells die Geschichte eines 1958 in Europa ausbrechenden Krieges, der sich von dort ausbreitet und die ganze Welt erfaßt. In diesem Krieg kommt eine schreckliche Waffe zum Einsatz, zu deren Konstruktion eine als Carolinum bezeichnete radioaktive Substanz verwendet wird. Hunderte dieser Bomben, die Wells »Atombomben« nennt, werden über den Städten der Welt abgeworfen und bewirken eine ungeheure Verheerung. Darauf folgt eine Zeit allgemeiner Hungersnot und chaotischer politischer Verhältnisse, woraufhin eine neue Weltrepublik entsteht, in der der Krieg für alle Zeiten untersagt ist.

rischen Macht ist ein Vorgang, der sich schon von den frühesten Anfängen der modernen Industrialisierung her schreibt. Daß dieser Prozeß in der Soziologie weitgehend unanalysiert geblieben ist, deutet darauf hin, wie stark die Überzeugung war, die im Entstehen begriffene neue Ordnung der Moderne werde – im Gegensatz zu dem für die bisherigen Zeitalter charakteristischen Militarismus – im wesentlichen eine friedliche Ordnung sein. Nicht nur die Drohung einer nuklearen Auseinandersetzung, sondern auch die Wirklichkeit militärischer Konflikte bildet in unserem Jahrhundert einen grundlegenden Bestandteil der »Schattenseite« der Moderne. Das zwanzigste Jahrhundert ist das Jahrhundert des Kriegs, in dem die Anzahl der gravierenden militärischen Gefechte mit hohen Verlusten an Menschenleben sehr viel größer ist als in den beiden vorangehenden Jahrhunderten. In unserem Jahrhundert sind bisher über 100 Millionen Menschen in Kriegen getötet worden, und das ist auch unter Berücksichtigung des gesamten Bevölkerungswachstums ein höherer Anteil der Weltbevölkerung als im neunzehnten Jahrhundert.⁹ Sollte es zu einer sei's auch begrenzten nuklearen Auseinandersetzung kommen, wäre der Verlust an Menschenleben schwindelerregend, und bei einem unbegrenzten Konflikt der Supermächte könnte es dahinkommen, daß die Menschheit überhaupt ausgemerzt würde.

Die Welt, in der wir heute leben, ist von Problemen und Gefahren geprägt. Dadurch ist mehr bewirkt worden als bloße Abstumpfung oder Nötigung zur Einschränkung der Annahme, mit dem Eintreten der Moderne werde es zur Bildung einer in höherem Maße glücklichen und sicheren Gesellschaftsordnung kommen. Der Verlust des Fortschrittsglaubens gehört natürlich auch zu den Faktoren, die der Zersetzung der historischen »Erzählungen« zugrunde

9 Siehe die Statistiken in Ruth Leger Sivard, *World Military and Social Expenditures*, Washington, D. C.: World Priorities, 1983.